Unterhaltungs-Beilage zur Norddeutschen Allgemeinen Zeitung.

Nr. 180. Berlin, Sonntag den 2. August 1908.

Der Einsame ist nur der Schatten eines Menschen,
und wer nicht geliebt wird, ist überall und mitten unter allen einsam.

George Sand.

Humorvolle Hausinschriften.

Von Gustav Pflugk-Leipzig.

[Nachdruck verboten.]

In unseren Tagen verwischen sich die Unterschiede zwischen Dorf und Stadt, zwischen den Bewohnern des platten Landes und denen der großen Städte immer mehr, viele volkstümliche Sitten und Gebräuche, die in den Dörfern noch mit der alten Liebe gehegt und gepflegt wurden, nachdem sie in den Städten schon längst vergessen waren, sind auch hier im Ausserben begriffen, genau so wie die oft recht malerischen Volkstrachten. Diesem nivellierenden Zuge unserer Zeit ist auch die alte schöne Sitte zum Opfer gefallen, Haus und Hof innen und außen mit einem ernsten oder heiteren Spruche zu schmücken. Die heutige Generation hat sich so sehr an nichtssagende, schablonenartig hergerichtete Häusergiebel gewöhnt, daß es nur selten jemand einfällt, bei Neubauten dem Hause durch irgend ein äußeres Zeichen, durch figürlichen, sinnbildlichen Schmuck ein Merkmal seiner Bestimmung zu geben oder durch einen schönen Spruch die Gesinnungen des Erbauers widerzuspiegeln.

Unsere Vorfahren huldigten dieser schönen Gepflogenheit in hohem Maße, galt doch in manchen Gegenden das Wort: Ein Haus ohne Spruch ist wie ein Ei ohne Salz. Dieser leider im Verschwinden begriffene Hausschatz deutscher Spruchverse ist in seiner Art nicht minder reich an lauterem Golde, wie das eigentliche Volkslied. Teils sind die Inschriften religiösen Inhalts, teils enthalten sie in kurzer, knapper Form ernste Lebenswahrheiten, und nicht zuletzt offenbart sich in ihnen der dem deutschen Volke eigene Humor. Eigentümlich ist es, daß man solch humorvollen Hausinschriften oft im Norden, am häufigsten aber im Süden unseres Vaterlandes begegnet, weit seltener im mittleren Teile desselben. Im folgenden sei es gestattet, einige Proben deutschen Volkshumors auf diesem Gebiete zu geben.

Eine große Zahl dieser humorvollen Hausinschriften enthält eine mehr oder weniger derbe Abfertigung jener unberufenen Richter, die bald dieses, bald jenes auszusetzen haben.

Wer will bau'n auf offner Straßen,
Muß die Leute reden lassen,
Der eine gafft vorn, der eine hinten,
Wird jeder was zu tadeln finden.

Recht leicht nimmt's mit dieser landläufigen Tadelsucht die Inschrift an dem Rathause zu Wernigerode im Harz:

Einer acht's,
Der andere verlacht's,
Der dritte betracht's,
Was macht's.

Das ist aber nicht jedermanns Sache, und so finden wir zahlreiche Haussprüche, die in den mannigfaltigsten Variationen ihrem gerechten Zorn über solche unwillkommenen Tadler Luft machen. Sehr höflich klingt noch der folgende Vers:

Wer dieses Haus jetzt tadeln will,
Der stehe nur ein wenig still
Und denk' in seinem Herzen frei,
Ob das seine daheim besser sei.

Energischer verbittet sich schon Herr Konrad Wilhelm Hase in Hannover abfprechende Urteile über sein Haus. Er schreibt:

Dies Haus hab ich für mich gemacht,
Ob man spottet oder lacht,
Ein jeder baut nach seiner Nase,
Ich heiße Konrad Wilhelm Hase.

Kurz und bündig weist auch jener Schweizer diese aufdringlichen Besserwisser zurück, der an sein Haus schrieb:

Ist dir dieses Haus nit recht,
Bau dir ein andres, das nit so schlecht.

Auch die beiden folgenden Sprüche, die sich sehr häufig in Süddeutschland finden, reden eine kräftige Sprache.

Was stehet ihr für diesem Haus
Und laßt die bösen Mäuler aus?
Ich bab gebaut, wie mir's gefällt,
Mich hat's gekost mein gut Stück Geld.

Und der andere:

Schimpfen kann ein jeder Bauer,
Besser machen fällt ihm sauer.
Jeder baut nach seinem Sinn,
Keiner kommt und zahlt für ihn.

Einem originellen Einfalle verdankt der Vers seine Entstehung, der sich sowohl in Straßburg, als auch im Schwarzwald und in Tirol findet und in derber Weise der Spötter seines Hauses spottet.

Ach, ich Iff!
Steh so lang her und gaff,
Allweywell ich dasteh mit Lachen,
Kann ich meinen Weg fortmachen.

Diesem Vers steht die folgende Inschrift würdig zur Seite:

Esel, was guckst? guck vor dich!

Der im Vogtland vorkommende Spruch: Das eigne Haus, der eigne Herd ist mehr als Gold und Silber wert, enthält zweifellos viel Wahres, und es mag eine gar schöne Sache sein, sich selbst ein Haus bauen zu können. Die Medaille hat aber auch eine Kehrseite.

Bauen war eine Lust,
Aber was es gekost,
Hab ich vorher nicht gewußt.

Dieselbe weniger angenehme Erfahrung hat auch so mancher andere Bauherr gemacht, das bezeugt der häufig vorkommende Vers:

Behüt uns Gott vor teurer Zeit,
Vor Maurern und vor Zimmerleut.

Zum Beweis, daß aber nicht alle Leute die Sache so tragisch nehmen, sei ein Spruch aus Windsheim in Mittelfranken angeführt:

Ich habe meine Lust an einem schönen Haus,
Wenn es leert den Beutel ziemlich aus,
Doch solches gab ich nicht, wenn's mir nur gefällt,
Denn was hilft mir alles Geld,
Ich muß doch aus der Welt.

Recht launig klingen die beiden folgenden Reime, von denen der erste einen allerdings sehr gedrängten Bauherricht erstattet. Er findet sich an einem Haus in Rottach bei Sonthofen.

Gebaut und renoviert
Und jedes Loch verschmiert.
1856.

Der andere ziert ein Bauernhaus in Thun.

Dies Haus steht in Gottes Gewalt,
Ist vorne neu und hinten alt.
Hätte den Meister das Geld nicht gereut,
So hätt' er's auch hinten auch erneut.

Es entspricht ganz dem gottesfürchtigen Sinn unserer Vorfahren, Haus und Hof unter den Schutz des Höchsten zu stellen und dies auch äußerlich durch einen frommen Spruch am Hausgiebel zu dokumentieren. In katholischen Gegenden wurde das Haus sehr oft auch dem Schutze des heiligen Florian empfohlen. Unter den Sprüchen, die sich auf den letzteren beziehen, finden sich einige, die einen köstlichen Humor offenbaren. So liest man an einem Hause in Steiermark unter dem Bilde St. Florians, der ein brennendes Gebäude mit einer Gießkanne vor dem Untergange zu bewahren sucht, folgenden Bericht:

Dies Haus stellt ich in Gottes Hand,
Da ist es dreimal abgebrannt.
Nun hab ich's dem heiligen Florian vertraut
Und hoffe, daß er besser bauen schaut.

Sehr energisch wird der Heilige durch einen Hausspruch in Oberbayern an seine Pflicht erinnert:

Dies Haus steht in St. Florians Hand,
Verbrennt es, ist's ihm selbst ein Schand.

Schließlich mutet man ihm sogar zu, lieber andere Häuser anzuzünden, als das eigene:

Heiliger Florian,
Sei unser Patrian,
Verschone unsere Häuser,
Schür andere dafür an!

Oder kürzer:

Heiliger Sanft Florian,
Beschütz mein Haus, zünd andre an.

Am ausgelassensten scherzt aber der Spaßvogel, der in Franken über seiner Tür den Vers anbrachte:

Heiliger Florian, du sakrischer Schwanz,
Wir brauchen dich nimmer, wir hab'n Assekuranz.

Sehr naive Sprüchlein finden sich oft in Süddeutschland und den Alpenländern an Häusern, deren Besitzer irgend ein ehrsames Handwerk treiben.

Ich liebe Gott und laß ihn gnädig walten,
Drum mach ich neue Röt und färbe auch die alten.

Oder:

Dieses Haus baute ich in Gottesnamen,
Ich handle mit Waren und echtem Kirchensamen!

Oder:

Ich lobe Gott und laß ihn walten,
Mach neue Röcke und reparier die alten.

Von anderen an Handwerkerhäusern befindlichen Inschriften seien noch folgende erwähnt. An einer Schlosserwerkstatt in Schwaben liest man:

Wenn an jedes lose Maul
Ein Schloß müßt aufgehängt werden,
Dann wär die edle Schlosserkunst
Die beste Kunst auf Erden.

An einem Böttcherhaus in Landsberg a. L.:

Ein gut gebundenes Faß,
Ein ausgeputzter Magen
Und mäßig Maß vertragen
Und tut sich nit beklagen.

Bei Dinkelsbühl in Mittelfranken schrieb ein Bäcker an sein Haus:

Hoch lebt der Bäcker in der Welt,
Weil er schafft Brot, wenn man hat Geld.

Komisch ist der Einfall, der über dem Eingang zu einer Seifensiederei in Tuttlingen in Schwaben zu lesen ist und folgendermaßen lautet:

Blast uns, o Welt, in deinem Haus
Der Lob des Lebens Lichtchen aus,
Wird am Geruch es offenbar,
Wer Talglicht und wer Wachslicht war.

Philosophisch angehaucht ist der ein ehemaliges Seilerhaus in Straßburg zierende Spruch:

Die kleinen Diebe hängt man auf,
Die großen läßt man laufen,
Wär dies nicht der Weltenlauf,
Würd' ich mehr Strang verkaufen.

Und der unter einem Schusterschild zu Arnbach in Tirol, das einen umgekehrten Stiefel zeigt, befindliche:

Die Welt ist jetzt so aufgeklärt,
Drum ist der Stiefel umgekehrt,
Wenn die Welt anders wird,
Kommt der Absatz auf die Erd.

Schließlich sei noch des drolligen Spruches an einem Glaserhause in Mittlage gedacht:

Der Herr beschütze Korn und Wein,
Der Hagel schlag bloß die Fenster ein.

Recht humorvolle Hausinschriften finden sich nicht selten an Wirtshäusern. Die vom Wirt am unangenehmsten empfundene Eigenschaft seiner lieben Gäste ist bekanntlich deren absichtliche oder auch unabsichtliche Vergeßlichkeit, wenn es sich um das Bezahlen der Zeche handelt. Um nun überhaupt zu vermeiden, daß Gäste mit leeren Taschen bei ihm einkehren, schrieb ein Wirt in Schwaben kurz und bündig über die Tür seines Hauses:

Hier ist das Haus zur Sonnen,
Wer kein Geld hat, geh zum Brunnen.

Artiger war der Pfälzer Wirt, dessen Hausgiebel die Gäste mit folgenden Reimen zur Einkehr einlud:

Liebe Gast, komm geschwind herein,
Holt Du Geld, hab ich guten Wein,
Hast Du keins, kannst Du drüben einkehren,
Dort ist der Brunnen mit zwei Röhren.

Noch höflicher lauten die Verse über dem Tore einer Schenke in Franken:

Willkommen, Ihr lieben Gäste,
Für Geld geb ich das Beste,
Wollt Ihr aber borgen,
So kommt übermorgen,
Denn ich lag, heut ist der Tag,
Daß der Wirt nicht borgen mag.

Diese Verse kehren zum Teil wörtlich, zum Teil in veränderter Form häufig wieder. Neben diesen Wirtshaussprüchen gibt es natürlich auch viele, die bloß eine freundliche Einladung enthalten. Der Wortlaut derselben ist oft so drollig, klingt so gemütlich, daß man ihr schon deshalb Folge leistet. So schrieb z. B. der Bruckenwirt in Unter-Leutasch, Tirol, über seine Tür:

Ich heiß Andreas Reindl,
Hab gar a gutes Weindl,
Und hab a gutes Bier,
Ob d' einer gehst zu mir!

In Lans bei Innsbruck liest man:

Gehts denkt a Bißl einer
Zum Anton Reuner.

Und oft in Tirol:

Kannst au nit so sein,
Kehrst heim alten Sternwirt ein!

Von sonstigen humorvollen Wirtshausinschriften seien nur noch zwei erwähnt. Die eine findet sich in Mülln bei Salzburg und hat folgenden Wortlaut:

Wer Bier verfälscht und Weine kauft,
Ist wert, daß er sie selber sauft.

Die andere stammt aus Rosenln in Siebenbürgen:

Beseßbl Gott Deine Wege,
Du lieber frommer Christ,
Und falle nicht vom Stege,
Wenn Du betrunken bist.

Es sind dies natürlich nur wenige Beispiele aus der Fülle jener lustigen Sprüche, die jetzt nur noch selten, früher aber in großer Zahl und reicher Mannigfaltigkeit an den Häusern zu finden waren. Sie bewiesen aber schon zur Genüge, daß auch in diesen Volkssprüchen der unserem Volke eigene Humor köstliche Blüten getrieben hat.

Im engen Kreise.

Eine Kleinstadterzählung von Hedwig Lange.

[15. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Vergleichende Gedanken flogen zu Nordmanns hinüber. Dort fand „Pflicht" als Motto über jedem Tagesanfang. Statt der behaglich ausgedehnten Kaffeesitzung wie hier, wo Zeit kein Wertobjekt ist, mit dem man zu rechnen hat, ein flüchtiges Zusammentreffen am Frühstückstisch. Jeder hat es eilig, jeder ist erfüllt von der vor ihm liegenden Aufgabe des Tages. Aber nach getaner Pflicht ein um so genußvolleres Wiedersazusammenkommen. Sie lieben auch das Vergnügen; aber es kommt erst in zweiter Reihe, es ist nicht Lebenszweck, sondern Lebenswürze. Als sie einmal ähnliche Beobachtungen der Mutter gegenüber aussprach, kam sie herb mit ihr zusammen. Sie warf ihr geistigen Hochmut vor, eine übertriebene, lächerliche Schätzung der eigenen Leistungen.

Auch in Bezug auf Friedas fühlte Hanna nach längerem Verweilen daheim eine Enttäuschung. Frieda konnte sich unmöglich so auf sie gefreut haben, wie sie — Hanna — sich auf die Schwester gefreut hatte. Das gute Einvernehmen von früher, das ja vielleicht mehr der Gewohnheit als wahrem Herzensbedürfnis entsprungen war — es war dahin. Hanna fand die Schwester fast zuweilen geradezu abweisend. Ein Etwas hatte sich zwischen sie gedrängt, über dessen Natur sie sich nicht klar wurde. Aber es war da; sie spürte es täglich aus irgend einer Bemerkung, aus dem feindlichen Belauern ihrer Worte und Handlungen.

Marie Kramer hatte sie ein paarmal in Gesellschaft getroffen, wo Gelegenheit zu intimerer Aussprache nicht gegeben war. Sie wußte, daß Maries ehemaliger Bräutigam inzwischen geflorben war. Ein darmherziges Geschick hatte ihn, bevor er die ganze Skala seiner Leiden durchgemacht, durch einen Herzschlag erlöst. Hanna glaubte, daß Marie an dem Ereignis schwer zu tragen habe, und sie brachte ihr neu erwachte Sympathie entgegen.

Nach alter Gewohnheit gingen die Schwestern am Neujahrstage zu Kramers, um der alten Frau ihre Glückwünsche darzubringen. Marie war soeben aus der Kirche gekommen. Hatte der Kontrast der Kälte von da draußen mit der warmen Zimmerluft diese Rosen auf ihren Wangen, diesen Glanz in ihren Augen entzündet? Eine gewisse nervöse Unruhe und Beweglichkeit war in ihr Wesen gekommen, welche gegen das frühere, immer wohl überlegte und wohl abgemessene seltsam abstach.

Sie wußten es ja nicht, daß es die immer wache Angst vor Hermanns Mutter war, die einmal zu ihrem Schaden von ihrer Wissenschaft Gebrauch machen konnte, was sie nervös machte.

Heute gab sie der Großmutter keine Gelegenheit, sich über ihre Enkelin auszusprechen. Sie blieb im Zimmer, und die Unterhaltung bewegte sich in konventionellen Bahnen. Dann wurde Marie plötzlich warm, beredt.

Sie hatte den neuen jungen Hülfsgeistlichen, welcher in Vertretung des alten erkrankten Pfarrers seit Totensonntag amtierte, predigen gehört, und sie schwärmte in begeisterten Ausdrücken von der überzeugenden Kraft, von dem Schwung, dem Feuer seiner Rede. Ganze Wendungen hatte sie im Gedächtnis behalten. Hanna fühlte sich seltsam berührt.

Marie hatte nie einen religiösen Sinn an den Tag gelegt, in seltenen Fällen nur die Kirche besucht, und nie hatte Hanna dann irgend welche tiefere Bewegung an ihr wahrgenommen. Kaum konnte sie es sich denken, daß eine kalte Natur wie die Maries durch die Erlebnisse ihres Brautlebens so gänzlich umgerüttelt und umgeschüttelt werden konnte, daß aus der Gleichgültigen eine eifrige, religiöse Schwärmerin wurde. Sie schüttelte heimlich bei sich den Kopf, aber Frieda mit ihrem feinen untrüglichen Instinkt für das Unechte in Maries Gebaren behandelte ihre plötzliche Bekehrung mit unverhülltem Spott.

„Wiegchen, nimm's nicht übel. Aber ich glaube, daß die schönen Augen vom Kandidaten Ewald mehr als die überzeugende Kraft und der Schwung seiner Rede an Deiner Begeisterung für ihn schuld sind. Du mußt wissen, Hanna, Herr Kandidat Ewald ist ja in der augenblicklichen Lage unseres Gesellschaftslebens wie ein Stern aufgegangen, nach dem sie alle hinschielen, und dem sie alle folgen würden wie dem Stern von Bethlehem, wohin er auch führen würde."

„Du nicht, Frieda?" fragte Hanna.

„Nein, ich nicht!" erwiderte diese fest. Marie war dem unverblümten Hohne gegenüber gelassen geblieben wie jemand, der sich über kleinliche Angriffe erhaben fühlt. — —

„Wir werden Dich sehr vermissen, Hanna", sagte Lindner beim Abschied. Das war ein Wort, das sie beglückte, das mit einem Schlage die Erinnerung an die kleinen Enttäuschungen und Schmerzen ihres Aufenthalts auslöschte.

„Möchtest Du mir nicht mal schreiben? Warum muß ich alle Mitteilungen über Dein Ergehen erst aus zweiter Hand bekommen? Ich würde Dir auch antworten, obgleich ich, wie Du weißt, kein Held der Feder bin."

„Ja, gewiß, warum sollte ich das nicht?" erwiderte Hanna mit impulsiver Wärme. Sie freute sich über dies Zeichen seiner stärkeren Anteilnahme, ohne sich vor sich selber Rechenschaft darüber abzulegen. Doch als Frieda, die dem Gespräch beigewohnt hatte, nachher fragte: „Wirst Du an Ulrich schreiben?" und sie dabei ihrem eigentümlich gespannten, lauernden Blicke begegnete, wie sie ihn bei ähnlichen Veranlassungen nun schon öfter kennen gelernt hatte, da erschrak sie. Die Erkenntnis durchzuckte sie plötzlich: sie ist eifersüchtig auf sich. Zugleich aber regte sich eine stärkere Empfindung, der Trotz.

Was will sie, was verlangt sie denn von mir? Habe ich ihr nicht freiwillig Platz gemacht? Warum mißgönnt sie mir noch den kargen Anteil, den ich von seiner Persönlichkeit für mich in Anspruch nehme? Nein, so weit ging der Verzicht nicht. Warum sollte sie ihn kränken? Die Nichtbeachtung seiner Bitte würde ihn, wenn nicht verletzen, so doch verwundern.

XI.

Also sie schrieb. So wie sie gewöhnt gewesen war, frisch von der Leber weg mit ihm zu sprechen, so schrieb sie ihm jetzt all ihre Erlebnisse, innere und äußere, über die Sorgen und Nöte ihres künstlerischen Werdegangs, über ihr Fürchten und Hoffen.

Und er animierte nicht gerade rasch, aber auch in nicht zu langen Pausen in seiner treuherzigen, ein wenig ungewandten Manier, der man anmerkte, daß Familienbriefe dem Schreiber eine Arbeit bedeuteten. Aber aus den kargen, mit seiner weitläufigen großen Schrift bedeckten vier Seiten quoll für sie etwas Wärmes, Beglückendes. Das jorgliche Eingehen auf den Inhalt ihrer Briefe, das wirkliche Verständnis für ihre Leiden und Freuden entzückte sie. Mit seinem Takt erriet er, was sie besonders gern zu hören wünschte. Nie vergaß er etwas von den Kleinen zu erzählen, irgend ein Erlebnis, ein hübsches Witzwort aus der Kinderstube.

Dieser Briefwechsel gab ihr mehr als der mit der Schwester. Immer hatte sie das Eingehen auf ihre augenblicklichen Interessen vermißt. Nun, vielleicht machte ihr Frieda mit nicht weniger Recht denselben Vorwurf. Es interessierte sie auch nicht in dem Maße, wie Frieda wohl voraussehen mochte, ob man sich zu Hause mit einem Kaffee oder mit einer Abendgesellschaft der Verpflichtungen des diesjährigen Winters entledigte, daß Frau Bürgermeister als weltbewegende Neuerung einen thé dansant gegeben, und daß die Wittische Theatertruppe für den Februar erwartet wurde. Und für den Klatsch, den echten, rechten, kleinstädtischen Klatsch, der in ihren Briefen den breitesten Raum beanspruchte, hatte ihre Seele kein Verständnis mehr.

Als der erste Atelierwinter sich seinem Ende näherte, spürte Hanna doch an sich, daß sie etwas gelernt hatte. Frau v. Übers lobte jetzt öfter, wenn auch in der ihr eigenen, gleich wieder einschränkenden Art. „Ja, ja, ganz hübsch, ganz hübsch, aber nur nicht gleich eitel werden", wenn Hanna selbst Befriedigung an den Tag legte; oder aber, wenn sie in entgegengesetzter Stimmung ihre Zweifel aussprach, ob sie je etwas Ordentliches erreichen würde, dann hieß es wohl lachend: „Ei, jetzt sind Sie schon auf dem besten Wege. Immer zufrieden ist nur der Dilettant." Und sie sprach das oft von ihr zitterte Verzichten:

„Behaglich schafft der Dilettant,
Die Arbeit fliegt ihm von der Hand.
Und ist sie endlich ganz vollbracht,
Sieht's aus, als hätt's viel Mühl' gemacht.
Der Künstler stöhnt und schwitzt und feilt,
Tut nichts am Werke übereilt,
Doch stellt sich's endlich fertig dar,
Ist's, als ob's ein Augenblick gebar."

Die folgende Zeit war ein unruhiges Tasten und Suchen nach dem, was für ihre Begabung das Geeignete war. Klara Nordmann hatte ihr den Zweifel ins Herz gesenkt, ob sie sich die Blumenmalerei immer wird befriedigt fühlen, ob diese Eingengung der Kunst in ein scharf abgegrenztes Gebiet ihr nicht auf die Dauer unerträglich werden würde.

Wenn Hanna die junge Künstlerin vor einer Reproduktion einer ihrer hübschen Stizzen, die sie im vergangenen Sommer aus Normegen geholt, an der Staffelei stehen sah, dann füllte wohl der lebhafte Wunsch ihre Seele, auch die Natur in ihrer Allgemeinheit, nicht einen kleinen Teil von ihr kopieren zu können. Klaras Rat ging dahin, den Sommer über bei einem Landschafter zu arbeiten und im nächsten Winter die Kunstschule zu besuchen, die ihr am besten die fundamentalen Kenntnisse für den Beruf vermitteln würde.

Klara Nordmann genoß Hannas Hochachtung; ihre wenn auch bescheidenen Erfolge gaben ihrem Rat Nachdruck, so ging sie also trotz Fräulein von Strany' Ablehnungen zum Professor Winter über, der mit seiner Malschule bis zum Beginn der Reisezeit in der Nähe Berlins herumstizzierte.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik.

„Osteria."

B. Du weißt, lieber Leser — leiste Du nun beseligt wie Tausende Deiner Landsleute durch Italiens Gefilde gemandelt oder dieser dem gelobten Lande ferngeblieben —, daß die Osteria eine mehr oder minder heimliche, intime und gemütliche, manchmal nicht sonderlich sauberer, aber dafür nicht selten von reichlicher Posie umflossene Kneipe auf Italiens Flüren ist, wo man den Wein des Landes trinkt und dazu von den Produkten des Landes ist (Salami, Käse, allerhand Gesottenes, Früchte, Brot und so weiter). Der Fremde kommt seltener hinein, es sei denn, daß er an den Erzählkünsten der Kunst, der Poesie, der Literatur gehöre und Italien durchwandere, um wirklich zu sehen und zu genießen (Goethe!) Doch der eingeborene Italiener bockt da hinter seinem roten und weißen Wein und erscheint in erster Reihe, um mit Lust zu essen, was die wohlbeleibte Padrona aber auch auch der Koch an Macaroni, Spaghetti, Risotto und ähnlichen Leckerbissen bereitet haben. Darum hat die Osteria den Vorzug der Ursprünglichkeit, der Echtheit, der Ehrlichkeit. Man ißt und trinkt da billig und meistens („immer" zu sagen, wäre doch wohl kühn!) ungeniert und unverfälscht. Der wahre Italienkenner und Italienfreund wünscht sich also nichts Gescheiteres und Besseres, als seines Hungers und seines Durstes Triebe in der Osteria zu befriedigen. Nun ist es nicht immer leicht, diese Dinger, die von außen oft finsteren Höhlen gleichen, zu finden. Man kennt allenfalls den berühmten Fedelmaro gegenüber der Fontana di Trevi zu Rom, oder den famosen Lapi, tief unten im Keller eines Florentiner Palastes, oder auch den Don Vincenzo Bisulco, der in einem schwarzen Loche auf der engen Contò di Mola zu Neapel seine köstlichen Tropfen verschenkt. Aber darüber hinaus reicht unser Wissen nicht; und die offiziellen Reisebuchbücher haben uns nichts von solchen Stätten zu berichten. Das hieße zweifellos eine Lücke, wäre nicht kürzlich ein gar köstliches und profund lehrreiches und weises Buch erschienen, nämlich: Osteria, kulturgeschichtlicher Führer durch Italiens Schenken von Verona bis Capri, von Hans Barth-Rom (Julius Hoffmann, Verlag Stuttgart). Der Herr Verfasser hat die Riesenaufgabe siegreich bewältigt, allerdings in den Osterien zu Verona, Mailand, Turin, Genua, Venedig, Bologna, Florenz, Rom, Neapel und Capri zu kundschaften, zu probieren, zu studieren. Und zwar hat er an den dortselbst verzapften Weinen nicht nur genippt, sondern allemeil gehörig darin gezecht, um hinterher auch sagen zu können, wie der Trank bekommen sei. Hans Barth ist deshalb absolut zuverlässig. Seine Zunge ist auf Italiens Nebensäfte wahrhaft geeicht. Wo er preist, da darf sich der Fremdling ruhig niederlassen und dem jeweilig roten oder weißen Trank nach Herzenslust zusprechen. Freilich ist Doktor Bartis Buch kein Breviarium für Temperenzler und Abstinenzler. Belleibe nicht! Vielmehr erklärt er diesen Leuten unbedenklich den Krieg und weist ihnen den Fehdehandschuh mit solchen Worten ins Gesicht:

„Die Zeiten für den Dionysoskult, einst Kläger des Unsterblichkeitsgedankens, der goldenen Zeitalter der hellenischen Kultur, sind trübe. Ein Geschlecht von seelisch Impotenten, von Homunculi ist herangewachsen, das von der Poesie, der Beseligung des Trunkes, keine Ahnung hat — ein Geschlecht von Untermenschen, von Fanatikern einer freudelosen Gesundheit, die mit dem Wahnsinn von Raketen gegen den schönen Kult die Keule schwingen, die mit der Ignoranz von Bilderstürmern die Marmorgötter zerdrechen, auf den Trümmern der Bacchus- und Venus-Altäre das Spital für den „Normalmenschen" errichten wollen. Für den Menschen ohne Sang und Klang und Weib und Wein, der zehn Jahre länger leben wird, als wir. „Leben?" Oho! Zehn Jahre länger durch die Qual eines wässerigen Froschdaseins schleichen, andere Phiolen-Männchen produzieren und mit kühen Augen um sich glotzen — als „hostia trionfante". Und kein neuer Nazarener erhebt sich, das Dithyrambisch aus dem Tempel zu jagen — aus dem Tempel der alten Götter, wie des neuen Gottes. Denn nicht allein Hellas, auch Judäa war die Rebe heilig."

So spricht natürlich nur der ausgesprochene Bacchusfreund; und gemäß dieser Ouverture ist das ganze Buch von einer ungeheuren Feuchtfröhlichkeit durchweht und durchbebt. Doch es fehlt auch nicht an lehrreichen und amüsanten geschichtlichen und kulturgeschichtlichen Exkursen; und diese tun dar, daß der Autor überall als Mann von Bildung, von Geist und Phantasie ausgerüstet ist. Ganz gut vielen Stätten kennt er ihre historischen Beziehungen. Ferne Gestalten und Ereignisse tauchen ihm auf und erzeugen ihm nicht selten eine Stimmung gleich der des im tiefen Bremer Rathkeller in Rheinweinsfluten versenkten Wilhelm Hauff. Natürlich weiß uns Hans Barth im ewigen Rom die größte Fülle von Osterien zu zeigen und die lebhafteste Mannigfaltigkeit in deren Lage, Charakter und ätologischen Darbietungen zu schildern. Eine römische Schenke soll also beschaffen sein:

„Die dicke Wirtin am Büfett, der schwerdäuchige Wirt bei den Stammgästen, die Ballonmütze auf dem Römerhaupt, der schmierige Kellner, die Serviette über der Schulter und den Zipfel im Munde, mit Grandezza bedienend, indem er die nur von Weine gereinigten Finger in Fischschuppen und Gräten stecken hat, Zigarrenqualm, spuckende Römer, Fläche, gewagte Scherze, krächzende Römerinnen von ungeheurer Fülle und in einem lauschigen Winkel ein Tisch mit blonden Künstlern à la Waiblinger: